Schafer, Dietrich
Deutsches Nationalbewusstsein im Licht der Geschichte

DD
76
S24

Deutsches Nationalbewußtsein

im Licht der Geschichte.

Akademische Antrittsrede

von

Dr. Dietrich Schäfer,

o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Jena.

Verlag von Gustav Fischer.

1884.

LIBRARY
JUL 4 19

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Die Hansestädte
und
König Waldemar von Dänemark.

Hansische Geschichte bis 1376

von

Dr. Dietrich Schäfer,
o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Gekrönte Preisschrift.

Preis: 12 Mark.

Deutsches Nationalbewußtsein

im Licht der Geschichte.

Akademische Antrittsrede

von

Dr. Dietrich Schäfer,

o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Jena.

Verlag von Gustav Fischer.

1884.

LIBRARY
AUG 26 1971
UNIVERSITY OF TORONTO

DD
76
S24

Hochansehnl. Versammlung!

Wer die politische Entwickelung unseres Jahrhunderts verstehen will, wird vor allem den Gedanken der Nationalität ins Auge fassen müssen. Die Staatenbildung wird von ihm beherrscht; ihm verdanken staatliche Neugestaltungen von welthistorischer Bedeutung das Leben; er ist es, der andererseits politische Gebilde von jahrhundertelanger Entwickelung in ihrem Bestande bedroht.

Nationale Scheidung unseres Geschlechts geht höher hinauf, als geschichtliche Kenntnis reicht; auch das Princip politischer Gestaltung auf nationaler Grundlage ist uralt. Aber letzteres ist im Lauf der Geschichte auf ein Jahrtausend stark in den Hintergrund gedrängt worden. Der Gedanke der römischen Universalmonarchie, des imperium mundi, beherrschte das Mittelalter; man konnte sich schwer der Vorstellung entschlagen, daß die Christenheit auch ein politisches Ganze bilden müsse. Durchbrochen wurde diese Anschauung besonders da, wo sie ihre Hauptstärke hatte, in Deutschland und Italien, von sozusagen dynastischen, nicht nationalen Neubildungen. Um Persönlichkeiten, um Geschlechter sammelten sich bunt zusammengewürfelte Ländermassen zu politischen Einheiten, ohne Rücksicht auf nationale

Zusammengehörigkeit, kaum Staaten zu nennen im modernen Sinne des Worts. Kein Haus hat es auf diesem Wege zu größeren Erfolgen gebracht als jenes, das zugleich der letzte und gewaltigste Träger der Kaiseridee war, das habsburgische; kein Land steht eben deshalb mehr in einem natürlichen Gegensatz zu dem staatenbildenden Principe der Gegenwart als Österreich.

Es ist kaum ein Jahrhundert, daß dieses Princip neue Kraft gewonnen hat. Es geschah das seit den Tagen der Aufklärung, des amerikanischen Freiheitskampfes, der französischen Revolution, der Sturm- und Drangperiode. Das Streben der Völker nach Selbstbethätigung, besonders politischer, aber auch litterarischer, führte sie zum Studium ihrer selbst, zum Eindringen in ihre Vergangenheit. Wie oft hat nicht die Geschichte neue Ziele und neue Forderungen als ein verlorenes Altes erstreben und beanspruchen sehen! Besonders Völker, deren Vergangenheit von Tagen des Glanzes und der Größe zu erzählen wußte, schöpften aus ihr Kraft zu neuem Aufschwunge.

Und welches Volk hätte sich mehr seiner Vorzeit rühmen können als unser deutsches, der Kern jener Germanen, die der Welt eine neue Gestalt gegeben hatten! Die Wiederbelebung nationalen Sinnes bei uns seit einem Jahrhundert steht im engsten Zusammenhange mit dem gleichzeitig neu erwachten Interesse für unsere Vorzeit, mit der Erforschung derselben in Sprache, Recht, Kunst und politischer Entwickelung. Will man unserem wissenschaftlichen Leben einen Anteil an der Wiedererhebung unseres Volkes zuerkennen — und wer möchte es wagen, ihn zu leugnen — so wird man stets historische Arbeit in vorderster Linie nennen müssen. Es ist kein bloßer Zufall, daß der Mann, der im Vordergrunde der politischen Ereignisse von 1808—1814 stand, der Freiherr von Stein, zugleich der Begründer der

Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde war und der Urheber derjenigen Publikation, die uns in bezug auf Erforschung mittelalterlicher Geschichte an die Spitze der Nationen Europas stellte, der Monumenta Germaniae historica.

Unsere Wissenschaft wird noch heute getragen von dem Anstoß, den sie damals empfangen; sie arbeitet noch heute an dem Gebäude, dessen Plan jene Zeit entwarf. Damit ist auch ihre Richtung bestimmt. Sie fließt überwiegend im nationalen Bette einher, wird vorzugsweise geleitet von dem nationalen Gedanken, der die Gegenwart beherrscht, der sich zusammenfassen ließe in die Worte: Deutschland für die Deutschen und die Deutschen nur für Deutschland. Sie wird damit zum wichtigen Faktor unseres gesamten geistigen Lebens. Dem Historiker liegt es nahe, zu fragen, welche Stellung in der Entwickelung seiner Nation denn ein Princip eingenommen habe, dessen Einflusse er sich nicht entziehen kann, unter dessen Einwirkung er arbeitet. Bestimmte Antworten auf diese Frage werden nicht ohne Einfluß sein auf die Erfassung seiner Aufgabe. So glaube ich denn den Zweck einer akademischen Antrittsrede nicht zu verfehlen, wenn ich mir hier die Aufgabe stelle, einen Blick zu werfen auf die Entwickelung des Nationalitätsgedankens in unserem Volke, Ihnen in knapper Übersicht die entscheidenden Wendungen ins Gedächtnis zurückzurufen.

Bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte erscheinen die germanischen Stämme klar gesondert von ihren westlichen und südlichen Nachbarn, den Völkern keltischer, rhäto-etruskischer, gräko-italischer Abkunft. Die vielfach angestellten Versuche, sie mit den Kelten zu identificieren oder wenigstens zu vermischen, haben wissenschaftlich haltbare Resultate nicht gehabt. Ist es

nun aber auch keinem Zweifel unterworfen, daß dem Cäsar und Tacitus und ihren Zeitgenossen, überhaupt den Römern die Germanen als eine Völkergruppe von ganz bestimmt ausgeprägten Eigentümlichkeiten erschienen, so ist andererseits doch nicht minder gewiß, daß den Germanen selbst nur ein sehr schwaches Gefühl der Gemeinsamkeit innewohnte. Sie erscheinen bei ihrem ersten Auftreten politisch vollständig zersplittert. Nicht einmal die Feindschaft gegen Rom ist ihnen gemeinsam. Zu allen Zeiten des jahrhundertelangen Kampfes zwischen Römern und Germanen haben letztere Landsleute und Stammesgenossen sich gegenüber gefunden. Wir wissen von keiner alle Stämme der Germanen umfassenden Institution; weder auf religiösem noch auf politischem Gebiete hat eine solche bestanden. Einzeln oder in kleineren Verbindungen treten die germanischen Völker auf römisches Gebiet über, richten sich hier ein, jedes in seiner Weise, doch in engem Anschluß an römische Institutionen. Die Bemühungen des großen Ostgoten Theoderich, unter seiner Oberleitung eine Gemeinschaft aller germanischen Reiche herzustellen, gehören in die Kategorie der durchaus verfehlten Versuche. Mit jener Empfänglichkeit für fremde Einflüsse, die den bildungsfähigen Germanen eigen war und eigen ist, gehen die ins römische Reich eingewanderten Stämme mehr oder weniger rasch in dem fremden Volkstume unter, durchdringen dasselbe mit ihrem Blute und ihrem Wesen, um dann spurlos in den neu sich bildenden Nationalitäten zu verschwinden.

Das Erwachsen des fränkischen Reichs lenkt diese Zustände in eine neue Bahn der Entwickelung. Selbst teilten die Franken, soweit sie auf romanisiertes Gebiet übergetreten waren, die Schicksale aller andern Germanen, die in den Fluten des römischen Völkermeeres das Grab ihrer Nationalität fanden; sie blieben

nur deutsch, soweit sie auf altdeutschem, schon zu Cäsars Zeiten germanischem oder germanisiertem Boden Wohnsitze behauptet hatten. Aber sie waren das erste deutsche Volk, das mehrere deutsche Stämme dauernd in seinem Reiche vereinigte. Das Reich der Franken war ein Stammesreich wie das der West- und Ostgoten, der Vandalen, Burgunder und Langobarden — es nannte sich nie anders, auch unter Karl dem Großen und nach ihm nicht, als regnum Francorum — aber es war ein Reich, das neben den Franken auch Alemannen und Burgunder, Baiern und Thüringer, Sachsen und Friesen umfaßte und diese Stämme durch Jahrhunderte an sich zu ketten wußte. Und in diesem Reiche blieb die Herrschaft bei einem deutschen Geschlechte, das, obgleich ein großer Teil des Volkes im Romanismus unterging, den alten Stammescharakter bewahrte. Die Anfänge des karolingischen Hauses, unter dessen Führung das Frankenreich den höchsten Gipfel seiner Macht und Blüte erstieg, weisen auf Gebiete, die hart an der Grenze deutschen und romanischen Wesens gelegen sind. So war den gewaltigen Männern dieses Geschlechtes der romanische Teil ihres Volkes nicht fremd, während sie selbst doch der deutschen Art treu blieben. Daß ihre Kraft im Boden des Germanentums wurzelte, hat besonders der Größte der Nachkommen Arnulfs von Metz und Pippins von Landen, Karl der Große, klar erkannt. Mit Bewußtsein verfolgte er das Ziel, alle noch erhaltenen rein deutschen Stämme in die Fesseln des fränkischen Reiches und der mit demselben identificierten christlichen Kirche zu zwingen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in dem weiten Reiche, so lose auch immer die Vereinigung sein mochte, doch durch die lange Dauer einer zum Teil sehr ruhmvollen Verbindung ein gewisses Gefühl der Gemeinsamkeit entstand. Nicht

nur diejenigen, die außerhalb des Reiches ſtanden, nannten die Bewohner desſelben mit dem gemeinſamen Namen „Franken“, auch Männer nichtfränkiſcher, dem Reiche angehöriger Völker bezeichneten ſich ſelbſt ſo. Ein neuer Geſamtname entſtand dadurch für die Stämme deutſcher Art, ein Name, in dem auch ein politiſcher Zuſammenhang ausgedrückt war, den ſie aber andererſeits doch wieder mit einer mindeſtens gleich zahlreichen romaniſchen Bevölkerung teilten. Und der letztere Umſtand verſchwand auch nicht völlig, als durch die Verträge von Verdun und Merſen, durch die Vereinigung Lothringens mit dem Oſtreiche ein Staat entſtand, der nicht nur ſo ziemlich alle Deutſchen umfaßte, ſondern auch ganz überwiegend aus Deutſchen zuſammengeſetzt war. Der Name wurde nach wie vor mit den Bewohnern des Weſtreichs geteilt: man unterſchied Franci orientales und occidentales.

Es kann keinem Zweifel unterworfen ſein, daß der Name „Franken“ dem Volke fremd blieb; er war, abgeſehen vom fränkiſchen Stamme ſelbſt, nur der bücherkundigen Geiſtlichkeit, den Vornehmen und dem Auslande geläufig. Die große Menge bezeichnete ſich nach den verſchiedenen Stämmen; das Recht dieſer war nicht weniger in Gültigkeit, als das der Franken. Trotzdem hat die Entſtehung des oſtfränkiſchen Reiches für das Aufkommen des Nationalitätsgedankens doch ihre Bedeutung. Der gemeinſame Name, mit dem wir uns jetzt nennen, hat ſeinen Urſprung in der Bezeichnung der Sprache; deutſch kommt her von theodisca, thiudisca, thendisca. Gerade in jenen Tagen aber, da Ludwig der Deutſche zuerſt über ein weſentlich deutſches Reich herrſchte, wird unſere Sprache als lingua theodisca, tendisca (von got. thiuda, ahd. diota, das Volk), alſo als Volksſprache unterſchieden von der lateiniſchen, der Sprache der

Gelehrten und der Kirche, in gleicher Weise wie dieser die Sprache der auf ehemals römischem Gebiete wohnenden romanisierten Völker als lingua rustica romana gegenüber gestellt wird. Der Gedanke der sprachlichen, wie der politischen Einheit war also der Zeit nicht mehr vollständig fremd.

Trotzdem hat es noch länger als ein Jahrhundert gedauert, bevor ein aus dem Volke hervorgegangener, im Volke sich einbürgernder gemeinsamer Name aufkam, der zeigt, daß man sich als eins fühlte. Widukind, der Geschichtschreiber der großen ersten sächsischen Könige, Heinrichs I. und Ottos I., faßte die Gesamtheit der Deutschen noch unter der Bezeichnung „Franken und Sachsen", also der nach einander das Regiment führenden Stämme, zusammen. Aber schon wenige Jahre, bevor der Corveier Mönch sein Werk abfaßte, 961, begegnet zum ersten Male der Name Teutoni für das ganze deutsche Volk, einige Jahre später, 968 und 969, Theutonici. auch regnum teutonicum als Bezeichnung für das deutsche Reich. Allerdings haben dann weitere hundert Jahre dazu gehört, diesen Namen zu befestigen und in allgemeineren Gebrauch zu bringen. Neben ihm behaupten die Stammesnamen immer noch ihre Geltung. Daß sich die Angehörigen der einzelnen Stämme selbst nach diesen bezeichneten, erhellt aus den Namen, die wir bei unsern Nachbarn führten und führen. Die Franzosen und im früheren Mittelalter auch das französisch redende officielle England bezeichnen uns als Alemannen, in den ältesten nordischen Quellen heißen wir, wie bei den Finnen und Esten noch heute, Sachsen, ebenso in Siebenbürgen. Nur die Slaven haben uns, wie dereinst die Kelten, einen Namen eigener Erfindung gegeben. Der Name, den wir uns selbst beilegten, hat nur bei unsern Nachbarn im Süden und Norden Wurzel gefaßt, bei Italienern,

Skandinaviern und, im weiteren Verlaufe des Mittelalters, Engländern. Den früher bedeutendsten der Stammesnamen aber, den der Franken, haben wir ganz unsern westlichen Nachbarn überlassen.

Die Gründe dafür stehen im engsten Zusammenhange mit unserer weiteren Entwickelung als Nation. Es ist nicht bloßer Zufall, daß das erste Auftreten des Namens „Deutsche" als Bezeichnung für unser Volk fast genau zusammenfällt mit der Errichtung des römischen Kaiserreiches deutscher Nation. 962 erwarb Otto der Große die römische Kaiserkrone, die mit dem deutschen Königtum unzertrennlich verwachsen, mit ihm zusammen aus der Geschichte verschwinden sollte. Wohl ist es für unsere Einigung von hervorragender Bedeutung gewesen, daß Heinrich I. durch kluge Milde, sein mächtigerer Sohn durch strenges Durchgreifen die Stämme zusammenzuhalten, ihre heimischen Gewalten dem Königtume unterzuordnen wußten, aber nicht minder wesentlich war es doch, daß unsere Könige ihre Hand nach der römischen Kaiserkrone ausstreckten und damit sich und ihr Volk an die Spitze der Christenheit stellten. Damit war der Nation ein einigender Mittelpunkt gegeben, eine gemeinsame Richtung ihres Strebens.

Es ist in neuerer Zeit viel und von Autoritäten ersten Ranges hin und her gestritten worden, ob die Verbindung der römischen Kaiserkrone mit unserem Königtume dem deutschen Volke Segen oder Unsegen gebracht habe. Mag man dieser oder jener Anschauung zuneigen, wer historisch denkt, kann die Politik jener Männer nicht tadeln, die an der Spitze des tapfersten und tüchtigsten der abendländischen Völker stolzen Herzens und kühnen Mutes ihre Hand ausstreckten nach dem Höchsten, was an weltlicher Macht zu erlangen war, nach der Herrschaft über alles christliche Volk. Lebte doch nun einmal die Idee,

daß die Christenheit auch staatlich geeinigt sein müsse, daß die Form der Universalmonarchie, wie sie von den Römern begründet und Jahrhunderte behauptet worden war, die einzig richtige Art staatlichen Lebens sei. In dem denkwürdigen Jahre 800 hatte die translatio imperii a Graecis ad Francos stattgefunden: wenn nicht die deutschen Herrscher, so hätten andere, weniger berufene Hände nach dem glänzenden Preise gegriffen; den Deutschen aber würde es schwer, höchst wahrscheinlich unmöglich geworden sein, die erste Stellung unter den Völkern des Mittelalters zu behaupten.

Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß die Deutschen eine alle überragende Stellung einnahmen und zwar dieselbe einnahmen als Inhaber der Weltherrschaft, des imperium mundi. Trotz aller gelehrten Deduktionen und Tüfteleien hat hier die Volksstimme Recht, wenn sie die mittelalterliche Kaiserzeit, die Zeit siegreicher Romfahrten, als die glänzendste unseres Volkes bezeichnet, wenn sie in traurigen Tagen die Hoffnung auf bessere Zeiten an die Wiederbelebung des alten Kaisertums knüpfte und den Augenblick, in dem die alte Macht und Herrlichkeit wieder aufblühte, durch die Wiederherstellung der in Wirklichkeit ja durchaus undeutschen Kaiserwürde auszeichnete. Um das Kaisertum scharten sich die Besten des Volkes; auch auf den letzten Mann desselben fiel ein Teil des Glanzes, der sich über die Nation ausbreitete, weil ihr Haupt oberster Herr der Christenheit war. Und man fühlte sich demgemäß. „Wer hat die Deutschen zu Richtern der Völker gesetzt", ruft der Engländer Johann von Salisbury aus, „wer hat diesen plumpen, anmaßenden Menschen die Macht verliehen, daß sie nach ihrem Gutdünken einen Fürsten setzen über die Häupter der Menschen, wie es ihr Hochmut so oft versucht hat?" —

Die unerläßliche Vorbedingung eines kräftigen Nationalbewußtseins ist der Nationalstolz. Die Deutschen unserer Kaiserzeit besaßen ihn in reichem, nicht selten verletzendem Maße. Überaus zahlreich sind die Zeugnisse, die erkennen lassen, daß Italiener, Franzosen und Engländer nicht weniger neidisch und verdrießlich auf die superbia Teutonicorum sahen, als wir es zu thun pflegten und pflegen, wenn Engländer und Franzosen im Bewußtsein dessen, was ihre Völker bedeuten, sich allzu sehr überheben.

Und dieses gesteigerte Kraftgefühl, das stolze Bewußtsein, allen andern Völkern überlegen zu sein, äußerte seine Wirkung bis in die vom Mittelpunkte unseres politischen Lebens entferntesten Glieder des Reiches. Die Deutschen fühlten sich als „homines imperatoris“, als Leute des Kaisers, wurden als solche von den Ausländern bezeichnet und gewürdigt. Eine Rührigkeit, eine Thatkraft kam in die einzelnen Glieder, die geradezu wunderbare Erfolge erzielt hat. Während die Kaiser mit den Päpsten um die Weltherrschaft rangen, eine Panzerschar nach der anderen über die Alpen führten, Italien vom Brenner bis zur Straße von Messina wiederhallte vom Klange deutscher Waffen, während Hunderttausende deutscher Kreuzfahrer in den Pässen der Balkanhalbinsel, auf der dürren Hochebene Kleinasiens, in den Wellen des Mittelmeeres, durch die Fieber der Levante und das Schwert der Saracenen ihren Tod fanden, hatte man daheim noch Kraft genug, um ein Gebiet, auf dem heutzutage die Hälfte aller Deutschen wohnt, den Slaven, den heidnischen Preußen, Letten und Esten zu entreißen, es zu germanisieren, mit dichten Kolonieen deutscher Bürger und Bauern, mit kräftigen Reisern des deutschen Adels zu besetzen, hatte Kraft, um Tausende von Deutschen donauabwärts zu senden

mitten hinein in die Länder der Slaven, Magyaren und Walachen, um ganz Osteuropa bis zu den äußersten Enden der Karpaten und bis in die schwedischen und finnischen Skären, zum Ilmen- und Ladoga-See hin den Stempel deutscher Kultur aufzudrücken, die weiten Ebenen des Ostens, die Seen und Wälder des Nordens durch deutschen Einfluß in den Bereich abendländischen Kulturlebens zu ziehen. Und das alles geschah, während die Heimat sich zusehends entfaltete, während am Rhein und Main, in Schwaben und Baiern, in Sachsen und dem Ostlande jene Städte erblühten, die der Stolz unserer mittelalterlichen Kultur sind, jene Dome geplant und gebaut, jene Mauern getürmt wurden, die uns noch heute mit Bewunderung erfüllen, während überall im Reiche in Handel und Gewerbe, in Politik und Geistesleben, in den Künsten des Friedens wie des Krieges ein rasch und kräftig aufstrebendes Geschlecht sich bethätigte, unsere Nationalliteratur ihren Höhepunkt erstieg, Blüten trieb, die im Mittelalter nur durch Dante's Genius überstrahlt wurden. Kein anderes Volk kann sich einer Periode angespannterer, fruchtbarerer Thätigkeit rühmen. Sie erwuchs in unmittelbarem Zusammenhange mit der Kaiseridee, dem höheren Schwunge, den diese unserem Volke gab. „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken." Die Deutschen sind als Volk des Kaisers zu einer Nation geworden; in diesem Sinne redet man mit Recht von einem deutschen Kaisertume.

Die Kehrseite des Bildes ist bekannt genug. Hat die Verbindung mit dem römischen Kaisertum den Nationalitätsgedanken bei uns gestärkt und damit die Einheit gefestigt, so hat sie andererseits unzweifelhaft die Entwickelung der Territorialherrschaften gefördert und dadurch zu unserer politischen Zersplitterung den Grund gelegt. Beide Wirkungen gehen neben einander her,

und nicht leicht ist das Verständnis der Sachlage im späteren Mittelalter.

Das kräftig erwachte Selbstgefühl machte sich nicht nur nach außen Luft, sondern suchte auch, nach deutscher Art, in mancherlei Sonderbildungen seine Befriedigung. Überaus kräftig blühen diese empor, ausgestattet mit den Spolien des Reichs. Sie sind, soweit sie an der Grenze liegen und mit den Fremden notwendig in Berührung kommen, gar wohl imstande, das Deutschtum zu vertreten. Die Erfolge der Deutschen nach Osten und Norden beruhen auf ihrer Initiative. Nicht eine Zeit deutscher Schwäche ist das ausgehende Mittelalter, sondern eigentlich nur eine Zeit der Schwäche des Reichs. Der alte deutsche Stolz bleibt und lebt kräftig fort in den Territorien; als deutsch fühlt man sich tüchtig, als deutsch besser als die Fremden. Noch lange hat sich in den später verlorenen Teilen des Reiches diese Empfindung erhalten. Ist doch die Bezeichnung der holländischen Sprache als „Nederduitsch" erst im vorigen Jahrhundert aus den niederländischen Drucken verschwunden; schart sich doch noch heute der Flame im Kampfe gegen die Französierung um seine „deutsche" Sprache, „het duitsche taal"; und kann man doch noch heute komischerweise den Elsässer Bauer sich rühmen hören: „Wir Deutschen sind doch ehrlichere Leute als die Pfälzer und Badener von drüben".

Im Mittelalter zeigt sich das besonders deutlich in denjenigen Bildungen, die in der Form von Bündnissen an den Enden des Reichs sowohl den Fremden wie den Landsleuten gegenüber eine selbständige Stellung zu erringen und zu behaupten suchen: in der Hanse und der Eidgenossenschaft.

Die Hanse, jener Bund norddeutscher Städte, das mittelalterliche Deutschland auf dem Meere, tritt überall als deutsche

Hanse auf, nennt sich nicht anders. So weit deutsche Sprache erklang, von den Mündungen des Rheins bis zum finnischen Meerbusen, fühlte sich der Kaufmann als eins; erschien er im Auslande, so trat er auf als Glied einer Genossenschaft: alle deutschen Kaufleute galten dem Auslande als eine geschlossene Gesamtheit. So wurde uns denn auch im Norden der Name bewahrt, den wir uns selbst gaben. Skandinavier und Engländer nannten uns Deutsche; bei letzterem Volke hat erst spät die gelehrter Bildung entsprossene Bezeichnung Germany (Germania bedeutet bei den Schriftstellern des Mittelalters nach römischer Sprechweise Deutschland rechts vom Rhein) den älteren, volkstümlichen Namen verdrängt, der sich übrigens noch heute für die Holländer und als verächtliche Bezeichnung der Deutschen erhalten hat. Und mit Ruhm führten die Hansen den Namen ihres Volkes. Sie wußten Deutschland Stellung zu geben auf dem Meere; ihnen gehörte die Herrschaft in allen nordischen Gewässern; nichts Wichtiges geschah in den skandinavischen Reichen, zu dem sie nicht mitwirkend und bestimmend Stellung genommen hätten. Nie haben Deutsche sich wieder eines gleichen Ansehens auf dem Meere erfreut.

Einen ganz gleichen Charakter trägt die Eidgenossenschaft. Auch sie ging, wie die Hanse, ihren eigenen Weg, ließ sich nicht gern drein reden von Kaiser und Reich. Aber ihr Deutschtum verleugnete sie nicht. Deutsche Eidgenossen wollten die Schweizer sein. Bis ihnen Napoleon die wälschen Kantone aufoktroyierte, haben sie nie einen Wälschen als gleichberechtigt unter sich geduldet. In den Kriegsbündnissen mit den französischen Königen betonen die Eidgenossen ihren deutschen Charakter mehr als einmal überaus kräftig.

Eigentümlich war das Verhältnis dieser Sonderbildungen

zum Reiche, zum Kaiser. Im Gegensatze zu ihm hatten sie sich wenigstens zum Teil entwickelt, auf seine Kosten sich alle bereichert. Sie waren zwar voll stolzen deutschen Nationalbewußtseins, aber von Reichspatriotismus, von Opferwilligkeit für Kaiser und Reich war bei ihnen nicht viel zu entdecken. Und doch war das Verhältnis auch hier wieder ein ganz eigentümliches, unserer Denkweise schwer zu erfassendes. Mit ihren tiefsten Fasern wurzelten doch alle diese Sonderbildungen im Reiche, hatten in ihm den letzten Grund ihres rechtlichen Bestehens. Und das Gefühl dafür war nicht verloren gegangen. Nur die Kräftigsten unter ihnen, die, begünstigt durch ihre Lage, der Stütze entbehren konnten, die auch das morsche Reich noch gewährte, strebten bewußt nach Trennung von demselben: so die Eidgenossenschaft seit den Versuchen des ausgehenden 15. Jahrhunderts, durch bessere Gerichts- und Heeresordnung das Reich zu reformieren, so die durch eigene Kraft von der Herrschaft der Spanier befreiten Niederländer, die durch die burgundisch-habsburgischen Oberherren schon lange dem Reiche entfremdet waren. In der Hanse lebten vorübergehend ähnliche Gedanken, aber die zerstreute Lage ihrer Glieder, die dieselben den heimischen Fürsten gegenüber nicht weniger gefährdete, als es nach außen der Fall war, ließ sie bald ganz verschwinden. Und wie dieser Städtebund, so war auch die ganze Reihe der übrigen Partikularexistenzen, die kurfürstlichen und geistlichen, die städtischen und ritterlichen, auch die allermeisten der fürstlichen Bildungen auf das Reich angewiesen, nur denkbar und daseinsfähig im Zusammenhange mit diesem. So entwickelte sich neben dem Nationalitätsgefühl und gewissermaßen unabhängig von diesem ein gewisses Reichsgefühl, das mehr oder weniger alle durchdrang, die dem Reiche und dem Kaiser angehörten. Dieses Gefühl war

es, was auch die Nichtdeutschen des Reichs an dieses kettete, was den französischen Bürgern von Metz den Übergang von der deutschen Reichs- zur französischen Landstadt so schwer machte, das Herzogtum Lothringen in einen so scharfen Gegensatz zu seinen stamm- und sprachverwandten westlichen Nachbarn brachte, italienische Kommunen eifrig über ihre Zugehörigkeit zum Reiche wachen ließ. Hier verschwanden die Unterschiede der Nationalität; an ihre Stelle trat der rein politische Begriff des Reichs. In ihm sah man die Bedingung des eigenen Bestehens, die Grundlage der eigenen Selbständigkeit; es können, wie ja auch die Gegenwart lehrt, eben auch rein politische, ohne Rücksicht auf Nationalität geformte Gebilde, wenn sie längerer Dauer genießen und von historischer Bedeutung werden, die Völker mit eigenartigen und festen Banden umschließen.

So lagen die Verhältnisse am Ausgange des Mittelalters und bis in die neuere Zeit hinein. Ein doppeltes Band umschlang die Nation. Früher als die anderen großen Völker Europas waren *wir* zu dem Gefühle einer einheitlichen Nationalität gelangt. Während Spanien in jahrhundertelangen Kämpfen mit den Mauren, Frankreich in mühevoller Verteidigung seiner Selbständigkeit gegen die Engländer eine einheitliche Nationalität herausbildeten, sich zu nationalen Staaten gestalteten, hatte unser Volk längst, geschart um die römische Kaiseridee, das Bewußtsein seiner Einheit gewonnen, als das geschlossenste und bestgeeinigte Volk des Abendlandes die Führung der Christenheit übernommen. Mochte das Ringen um die Lösung dieser Aufgabe unserer Einheit im Laufe der Zeit verderblich werden, am Ende des Mittelalters hatten wir noch einen Vorsprung, den die Völker des Westens noch nicht wieder hatten einholen können. Die Zeit des Erasmus, die Zeit Huttens und Maxi-

milians sah uns noch immer an der Spitze der Nationen. Unsere Flotten bedeckten und beherrschten die Meere, die unsere Küsten bespülen, unsere Landsknechte die Schlachtfelder Europas; nur zwischen ihnen und den Schweizern, die doch auch Deutsche waren und sich als solche bezeichneten, konnte der Kriegsruhm streitig sein; die Tage von Marignano und Pavia entschieden zu Gunsten der Deutschen. Unser Volk rühmte sich der Erfindungen, die gleichsam die Geburtshelfer der neuen Zeit waren, der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers, verbreitete die seinem Geiste entsprossene Kenntnis mit jugendfrischer Unternehmungslust. Deutsche Büchsenmeister schreckten durch den Donner ihrer Geschütze die Wilden Amerikas, begleiteten den Albuquerque und Almerida auf ihren romanhaften Fahrten gegen die Kulturreiche Asiens; Deutsche lehrten den Gebrauch der Presse in Spanien und Italien, in Frankreich, England und dem Norden. Nahm auch die italienische Kunst im Anschluß an die Antike einen höheren Schwung, die deutsche durfte sich in eigenartiger Entwickelung mit Ehre neben sie stellen. Das Kunsthandwerk leistete bei uns mehr als irgendwo sonst. Das stolze Gefühl der Überlegenheit lebte nach wie vor, fehlte nicht beim letzten Bauern im entlegensten Gebirgsdorfe, wo der heimkehrende Landsknecht zu erzählen wußte, wie er unter des Frundsbergs Führung Franzosen und Schweizer zusammengehauen, wie er den Papst selbst heimgesucht habe im ewigen Rom. Aus den Schriften der Humanisten- und Reformationszeit sprudelt der Geist eines hochstrebenden, that- und schaffenslustigen, die eigene Kraft fühlenden und schätzenden Volkes.

Gewiß hat Luthers That diesen Geist nicht untergraben. War sie doch kaum weniger eine nationale als eine religiöse, die

Opposition des deutschen, tief religiösen Gemüts gegen undeutsches, römisches Priesterwesen, ein Schrei der Entrüstung gegen römische Habsucht und Verlogenheit, gegen ein schamloses Erpressungs- und Aussaugesystem, wie es nur je unter dem Deckmantel religiöser Bestrebungen aufgerichtet worden ist. Luthers Wort zündete bekanntlich, so weit deutsche Sprache und Sitte ging. Mit Ausnahme weniger entlegener Alpenthäler, in denen schon die natürlichen Verhältnisse der Entwickelungsfähigkeit enge Grenzen zogen, gab es kein deutsches Territorium, in das Luthers Lehre nicht innerhalb der ersten Dezennien siegreich eingedrungen wäre, ein deutlicher Beweis für die Einheitlichkeit der Kultur, die Geschlossenheit des nationalen Lebens, deren wir uns damals erfreuten, mehr als je nachher. Protestantische und katholische, oder richtiger ultramontane Geschichtsauffassung gehen bekanntlich in ihren Ansichten über die Reformation weit auseinander. Beide stimmen darin überein, daß der Anfang des 16. Jahrhunderts einen Höhepunkt in unserm Kulturleben darstellt. Die Ultramontanen werfen Luther vor, daß er die Weiterentwickelung unterbrochen, indem er durch sein Auftreten die Thätigkeit der Nation ausschließlich auf das religiöse Gebiet gedrängt habe. Die Antwort, die unser Volk selbst gegeben hat, ist die beste Erwiderung auf diesen Vorwurf. Die englische wie die französische Revolution sind das Werk von Faktionen gegenüber der Einstimmigkeit, mit der sich das deutsche Volk für die Sache des Wittenberger Mönchs und Professors erklärte. Luther hat den Streit nicht angeregt, nicht vom Zaun gebrochen, Hunderte und Tausende vor ihm, unmittelbar vor ihm hatten Ähnliches in den mannigfaltigsten Wendungen ausgesprochen. Wie hätte er, der eine, vorher wenig genannte Mann, ein so in allen Herzen zündendes Wort sprechen können, wenn nicht der gleiche Gedanke

in allen Köpfen geschlummert, nur des Zauberstabes bedurft hätte, ihn aus dem Banne zu lösen. In solchen Zeiten konzentriert sich der ganze Geist eines Volkes in einem Manne, verkörpert sich gleichsam in ihm. Nicht Luther drängte unser Geistesleben auf das religiöse Gebiet; wir bedurften in unsern religiösen Anschauungen einer neuen, von der römischen Lehre unabhängigen Grundlage, um unsere und des Erdteils Kultur weiter führen zu können. Rasch und sicher würden wir diese Aufgabe gelöst haben, würde die Reformation für uns, wie für unsere protestantischen Stammesverwandten in Skandinavien und England, der unmittelbare Ausgangspunkt einer neuen glänzenden Kulturepoche geworden sein, wenn nicht ganz fremdartige, durchaus undeutsche Einflüsse mächtig eingegriffen hätten in unser nationales Leben, garstigen Mehltau gestreut auf die schönste Blüte, die unser Volk je gezeitigt. Nicht Luther hat die Deutschen in fremdartige Bahnen gelenkt, sondern die Bigotterie und Herrschsucht des unseligsten, verderblichsten unserer Kaiser, Karls V., und der durch ihn begründete spanisch-jesuitische Geist der Habsburger.

Es hat wohl kaum eine Nation ein traurigeres Geschick erfahren als die deutsche in jenen Tagen, da sie, voll und ganz beschäftigt mit der Lösung eines weltgeschichtlichen Problems, bemüht dem eigensten Denken und Fühlen in ihrem politischen und religiösen Leben Gestalt zu geben, einen Kaiser an ihrer Spitze sah, der auch nicht eine Spur von Verständnis hatte für den Geist dieses Volkes, der den Tropfen deutschen Blutes, der noch vom Großvater Maximilian her in seinen Adern floß, vollständig erstickt hatte in spanisch-römischer Herrschsucht und Frömmelei. Der großartigen Einseitigkeit Luthers fehlte es an politischer Erkenntnis vollständig; haltloses Schwanken blieb das Charakteristische der protestantischen Politik. Was hilft alles

Klagen, daß nicht ein Moritz schon vor der Mühlberger Schlacht die Würde Johann Friedrichs inne hatte, ein Johann Friedrich die des Herzogs. Mehr als ein Drittel, fast die Hälfte unserer Nation wurde gewaltsam in den Schoß der alten Kirche zurückgeführt oder durch Zwang in ihm erhalten, ein tiefer Schnitt gemacht mitten durch unsere Nationalität, mitten durchs Reich. Ein ganzer lebensvoller Stamm, im Mittelalter auch in geistiger Beziehung den übrigen Deutschen nicht nachstehend, der baierische, wurde gefesselt in die Hände des Jesuitismus geliefert, um durch Jahrhunderte einem systematischen Verdummungsverfahren unterworfen, abgesperrt zu werden von all den Quellen, aus denen allein ihm die natürliche Nahrung seines Geistes fließen konnte. In alle andern Stämme unseres Volkes bis zum äußersten, durchweg protestantisch denkenden und fühlenden Norden hinauf, wurden durch die auf spanisches Gold und spanische Musketen gegründete Macht der Habsburger und die mit allen Mitteln feinster römischer Politik operierenden Jesuiten Heimstätten päpstlichen Geistes verpflanzt, so daß unzählige unnatürliche Scheidewände unser Volk durchzogen, das Gefühl der Einheit jämmerlich durchbrochen wurde, zu dem Gegensatze der Territorien, der sich allmählich herausgebildet hatte, der viel schärfere der Religion sich fügte, die sich durchweg nach den Territorien schied.

So kam der 30jährige Krieg, in dem die lange angesammelten Gewitterwolken religiösen Hasses und politischer Eifersucht sich vernichtend über unserem Vaterlande entluden. Deutschland wurde das Schlachtfeld Europas; es verlor zwei Drittel seiner Einwohner; die Übrigbleibenden waren Bettler. Dahin war die Blüte der deutschen Städte, dahin die reichen, wohlbebauten Gefilde, die schmucken, dichtbevölkerten Dörfer, deren das 16. Jahrhundert sich gerühmt hatte. Der Handwerker machte um schlechten

Lohn noch schlechtere Arbeit, hungerte und fluchte, wo vor 100 Jahren Peter Vischer in Erz gegossen, Veit Stoß in Holz geschnitten, Albrecht Dürer gemalt, Hans Sachs geschustert und gedichtet hatte. Zum elenden Kleinkrämer war der reiche Kaufmann herabgesunken. Der Bauer hatte von seinen früheren Eigenschaften nur die Rohheit und die Trunksucht bewahrt und erfolgreich ausgebildet; der Gnade jeder plündernden Soldatenrotte preisgegeben, war er des Landbaues überdrüssig, fristete als Bettler oder Wegelagerer ein gleich jammervolles Dasein. Verödet lagen die Straßen, unbenutzt strömten die Flüsse; Trümmerhaufen bezeichneten die Stätten der Adelssitze. Was hatte dies Volk noch, an dem es sich freuen, auf das es stolz sein konnte? Die einst die erste gewesen war in den Reihen der Christenheit, war zum Aschenbrödel herabgesunken unter den Nationen. Schweden und Franzosen durften sich auf ihrem Boden aufspielen wie die Herren, als Knechte betrachten das Volk des Kaisers. Das ist die Zeit, in der uns der Nationalstolz verloren gegangen ist und mit ihm das Nationalbewußtsein.

Und doch war in dem ungeheuren Trümmerhaufen, der die Herrlichkeit des alten Reiches deckte, ein Gut erhalten geblieben, in dem einer der kräftigsten Keime neuen Lebens verborgen lag. Es war auch eine Errungenschaft der Reformation, dieses Gut, das eigenste Werk des großen Reformators: unsere Sprache. Die Lutherische Schriftsprache war ein Gemeingut der Nation geworden und wurde es von Jahr zu Jahr mehr. Nachdem die politischen Bande verschwunden oder so schwach geworden waren, daß sie kaum noch zusammenhielten, war hier eine neue einigende Kraft entstanden, eine Kraft, der auch die katholischen Teile unseres Volkes sich nicht entziehen konnten. Das jahrelange, resultatlose Blutvergießen, die unvermeidliche Notwendigkeit

des Zusammenlebens hatten wenigstens äußerlich eine Toleranz erzeugt, die trotz aller Gegenwirkung der Jesuiten dahin führte, daß die Schriftsprache und damit die Grundlage des geistigen Lebens die gleiche blieb. Und der vom Protestantismus angeregte deutsche Forschungstrieb sorgte bald dafür, daß dieser neu geschaffenen Form der Inhalt nicht fehlte. Es entstand gewissermaßen ein neutrales Gebiet, auf dem sich die entgegengesetzten Richtungen, allerdings nicht ohne allerlei Reibungen, zusammenfanden. Während nach dem westfälischen Frieden und mehr noch nach dem spanischen Erbfolgekriege das Reich sich politisch fast vollständig in seine Teile auflöste, nur wenige vollkommen lebensunfähige Glieder den Reichsgedanken noch nährten, weil er ihnen die letzten Atemzüge ermöglichte, erwuchs eine Welt der Litteratur, die ein neues geistiges Band um die Nation schlang. Nicht glänzender, als es geschehen, hätte unser Volk sich bewähren können; aus eigener Kraft entstieg es dem tiefen Verfalle. Anderthalb Jahrhunderte, nachdem es dem Untergange nahe gewesen war, konnte es sich der schönsten Geistesblüten rühmen, die die Verbindung abendländischer Kultur mit antikem Geistesleben gezeitigt hat. Kein anderes Volk hat eine klassische Zeit aufzuweisen wie wir, kein anderes eine solche philosophische Litteratur. Im Volke, soweit es protestantisch war, bewahrten die Kernsprüche Luthers deutsche Denk- und Sinnesweise; der Bewegung, die von Lessing und Goethe, von Schiller und Kant ausging, konnten sich die Höheren und Höchsten der Nation nicht verschließen, auch die Katholiken nicht, obgleich diese neue Litteratur ausschließlich auf dem Boden des Protestantismus erwachsen war; sie alle wurden fortgerissen von der neuen Strömung.

Und diese Bewegung wirkte nicht nur mittelbar, sondern direkt auf die Wiederbelebung des nationalen Gefühls:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an:
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen:
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Mochten manche, wie die Sachen einmal lagen, als ihr Vaterland den Partikularstaat betrachten, dem sie gerade angehörten, das richtige Gefühl brach sich doch allmählich Bahn, brach sich Bahn besonders auf zwei Wegen, durch den preußischen Waffenruhm und die Vertiefung in die eigene Vergangenheit.

Nicht leicht wird eine große Nation bestehen, sofern sie sich nicht kriegerischer Ehren rühmen kann. Einem waffenfrohen und waffentüchtigen Volke, wie es das unsere von jeher gewesen, ist Siegesglanz ein notwendiges Zeugnis seiner Kraft, eine der festesten Grundlagen seines Nationalitätsbewußtseins. Auf den Schlachtfeldern des 17. und 18. Jahrhunderts hatten deutsche Hände Lorbeern genug gepflückt, aber der Schmuck zierte fremde Häupter. In Friedrich dem Einzigen sah man seit langer Zeit den ersten deutschen Fürsten an der Spitze eines deutschen Heeres die deutschen Waffen wieder zu Ehren bringen gegenüber Franzosen und Russen, Kroaten und Panduren. Seine Siege entrissen den Franzosen ihren für ein Jahrhundert, dem Jahrhundert größter deutscher Schwäche, erborgten Kriegsruhm, stellten unser Volk, das mit seinem furor teutonicus seit den Zeiten der Völkerwanderung der Meister der Schlachten gewesen war, wieder an die Spitze des kriegerischen Europa. Durch ganz Deutschland jubelte man Friedrich und seinen Preußen zu, wenn auch die eigenen heimatlichen Truppen reichlich abbekamen von den Schlägen, die der schneidige König nach allen Seiten austeilte. Und die so gewonnenen kriegerischen Traditionen lebten wenigstens bei den Preußen fort. Auf sie gestützt, vermochte der Staat die Prüfungsjahre der napoleonischen und

Rheinbundszeit siegreich zu überstehen. In den Staaten von Napoleons Gnaden, die auf den Trümmern des ein Jahrtausend alten deutschen Reiches erwuchsen, erstieg der Partikularismus seinen Höhepunkt; hier huldigte man der Ansicht Napoleons, der Sachsen und Baiern, Würtemberger und Westfälinger, aber keine Deutsche kannte. Preußische Tapferkeit verhinderte, daß diese Lehre Halt gewann, schuf durch Vertreibung der Fremden vom deutschen Boden die Grundlage für eine neue politische Gestaltung unseres Volks. Es war eine preußische That, vollbracht im Kampfe nicht nur gegen Franzosen, sondern auch gegen die Tausende von Deutschen, welche die Rheinbundsfürsten dem fremden Usurpator zuführten, aber sie wurde empfunden als deutsche Leistung. Preuße oder Nichtpreuße, man sang mit gleicher Begeisterung das Blücherlied; geborne schwedische Unterthanen, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Christoph Dahlmann, standen in den vordersten Reihen der Patrioten. Körner, Rückert, Uhland, sie alle waren ja keine Preußen.

Die Neugestaltung Deutschlands, wie sie sich nach den Freiheitskriegen vollzog, war nicht derart, daß sie uns als Volk politisches Leben gestattete; nach wie vor war dieses darauf angewiesen, in den Einzelstaaten ein kümmerliches Dasein zu fristen. Doch die Wege waren gewiesen, die zur Durchbrechung dieser Schranken führen konnten. In dem neustrahlenden Waffenruhme, in den Werken eines Lessing und Goethe, eines Schiller und Kant war dem Leben der Nation wieder ein Inhalt gegeben. Mit jener Reinheit idealen Strebens, wie sie die läuternde Prüfungszeit der letzten Jahrzehnte erzeugt hatte, verfolgte man die gewiesenen Bahnen, vertiefte sich in die Vorzeit, suchte ihr die Erkenntnis deutschen Wesens abzulauschen, fand in ihr Rat und Trost für die Fragen der Gegenwart

und Zukunft. Die deutsche Altertumsforschung erblühte um Männer wie Eichhorn, Savigny, Niebuhr, die Grimm und Boisserée. Nicht durch Zufall war die erste der für unsere neueste Entwickelung so bedeutungsvollen Wanderversammlungen eine Germanistenversammlung. Selbst die Irrwege der Romantik mußten diesem Streben zur Förderung dienen, das den deutschen Gedanken in immer weitere Kreise trug. Immer mächtiger wurde die Sehnsucht nach einem nationalen Staate, immer lebhafter erwachte das Gefühl, daß man in der europäischen Völkerfamilie wieder eine Stellung einnehmen müsse würdig jener des Mittelalters. In dem Verlangen nach einem deutschen Kaiser gewann dieses Gefühl greifbare Gestalt. Wie bezeichnend ist es nicht für Stärke und Tiefe dieser Strömung, daß einige 30 Jahre genügten, um die Barbarossasage in ihrer heutigen Gestalt aus dem Munde eines Dichters bis in die letzte Dorfschule zu tragen. 1813 entstand Rückerts Ballade, welche die Vorstellung, daß es der alte Heldenkaiser sei, der im Kiffhäuser sitze, zuerst in weiteren Kreisen bekannt machte; 1848 rief alles Volk nach Erlösung des Rotbarts aus seinem Zauberbann an der goldenen Aue.

Das Weitere haben wir durchlebt. Der nationale Gedanke beherrschte fortan das politische Leben unseres Volkes; auch der größte Territorialstaat, der auf dem Boden des alten Reiches erwachsen und durch Friedrich zu einer europäischen Großmacht geworden war, mußte demselben Raum geben, sich zuletzt mit ihm identifizieren. So wurde es uns zu teil, einen der größten Staatsmänner aller Zeiten unsern Landsmann und Zeitgenossen nennen zu können. Die Erfolge von 1864 und 1866 wurden unter dem Widerspruche der großen Mehrzahl der deutschen Patrioten errungen. Als aber klar geworden war, wohin der Führer der preußischen Politik strebte, schlug der Tadel in Be-

wunderung um. Das deutsche Reich war fertig, als alles deutsche Volk erkannte, daß auch die preußische Regierung dem nationalen Gedanken diene, daß die Hohenzollern bereit und imstande seien, nicht nur des preußischen König-, sondern auch des deutschen Kaisertums in Ehren zu walten.

Einen eigentümlichen Weg hat die Entwickelung des Nationalitätsgedankens bei uns genommen. Früh und kräftig war er durchgedrungen, um dann fast ganz wieder verloren zu gehen im Kampfe um eine weltbewegende Idee, an deren voller Durchführung uns eben das hinderte, was einst unsere Entwickelung zur Nation befördert hatte, unsere Verbindung mit dem römischen Kaisertume. Die Neubelebung erfolgte dann einerseits von innen heraus durch die Kraft deutschen Geisteslebens, andererseits durch das Emporkommen Preußens, das sich zum natürlichen politischen Führer unseres Volkes entwickelte. Wenn in unseren Tagen darüber gestritten wird, wem der deutsche Staat zu verdanken sei, preußischer Politik oder deutschem Patriotismus, so kann historischer Betrachtung dieser Streit nur ebenso thöricht wie traurig erscheinen: das Resultat ist ohne beide Faktoren nicht denkbar.

Das Resultat aber mag vielfach unbefriedigend erscheinen. Wir Deutschen vor allen andern Völkern machen ja die Erfahrung, daß auch starke Zeitströmungen nur sehr selten imstande sind, die Ergebnisse der Geschichte zu verwischen. Was in früheren Jahrhunderten von Reich und Volk sich losgelöst hat, wie die Schweiz, die Niederlande, die baltischen Provinzen, kann als für immer gesondert gelten. Das neue deutsche Reich hat dann bei seiner Auseinandersetzung mit Österreich abermals auf Millionen deutscher Stammesangehöriger verzichten müssen ohne Hoffnung, mit denselben jemals wieder in eine staatliche

Einheit zusammentreten zu können. Von den Deutschen Europas gehört ein Viertel, gegen 15 Millionen, dem nationalen Reiche nicht an, während dieses andererseits 3 Millionen nichtdeutsche Staatsbürger zählt. Keine andere große Nationalität Europas ist politisch so wenig geschlossen. Dazu kommt, daß wir das einzige große paritätische Volk Europas sind, daß unser katholisches Drittel infolge der Richtung, welche im Laufe dieses Jahrhunderts in der römischen Kirche die Herrschaft gewonnen hat, nicht vollständig gesichert ist vor der Gefahr, unserem Volkstum entfremdet zu werden. Wahrlich, kein anderes Volk Europas hat mehr als wir Deutsche ein Interesse daran, die nationalen und religiösen Gegensätze nicht sich noch mehr verschärfen, sondern sich mehr und mehr ausgleichen, ein friedliches Zusammenleben und gemeinsames Arbeiten verschiedener Nationalitäten und Religionsgenossen dauernd ermöglicht zu sehen.

Und hier möchte historische Arbeit, die so wesentlich beigetragen hat, nationalen Sinn zu beleben und zu vertiefen, ein anderes Feld finden für ihre Thätigkeit. Unserer Lage im Herzen Europas entsprechend sind wir mehr als irgend ein anderes Volk des Erdteils mit fremden Nationen in Berührung gekommen. Im Laufe zweier Jahrtausende haben wir reichlich empfangen von Süden und Westen her, noch reichlicher gegeben nach Osten und Norden. Eine leichte Empfänglichkeit für fremde Kultur wie Unkultur zeichnet uns aus, eine rege Wanderlust, eine lebhafte Neigung, Fremdes und Fernes kennen, eine große Fähigkeit, es verstehen zu lernen. Unsere doppelte Konfessionalität ist der Ausgangspunkt lebhafter Beziehungen nach verschiedenen Seiten; sie ist wesentlich Ursache geworden, daß unsere geistige Kultur Grundlagen gewonnen hat, die mehr oder weniger vom Kirchentum unabhängig sind; sie zwingt uns mit gebieterischer

Notwendigkeit, diese gewonnenen zu behaupten, neue zu erstreben. So findet sich kein Volk, das geeigneter und auch wohl geneigter wäre, in gewissem Sinne ausgleichend zu wirken. Es findet kein Historiker so viel Anlaß, sich mit fremder Nationalität, ihrem Geist und Wesen, zu beschäftigen, als der Geschichtsschreiber deutscher Vorzeit; keine Volksgeschichte ist so verwickelt, so verquickt mit der fremden Volkstums, wie die deutsche. Ganz abgesehen von unserem Bedürfnis, fremder Eigenart gerecht zu werden, ist eben dadurch deutsche Geschichtswissenschaft die universalste der Welt geworden. Keine Geschichtslitteratur hat so viel gute Forschungen und Darstellungen über fremde Verhältnisse aufzuweisen. Nirgends ist daher einem gewissen Ausgleich der historischen Anschauungen so sehr vorgearbeitet als bei uns.

Ein solcher Ausgleich aber ist unerläßliche Vorbedingung gegenseitiger Annäherung. Die Empfindungen der Völker und Konfessionen gegen einander beruhen keineswegs allein oder auch nur überwiegend auf Übereinstimmung oder Gegensatz der Interessen, die nur zu oft völlig falsch aufgefaßt werden (die gegenwärtige Stellung der Franzosen gegenüber Deutschland ist ja ein redender Beleg dafür); sie gehen weit mehr auf historische Traditionen zurück. Klärung dieser kann manche Vorurteile aus dem Wege räumen. Objektiv im strengen Sinne des Wortes kann ja der Geschichts*schreiber* niemals sein, so wenig wie er sich aus seiner Haut zu lösen oder über seinen Schatten zu springen vermag. Aber gewissenhafte Forschung kann das Gebiet der streitigen Fragen stark beschränken, besonnene Auffassung und maßvolle Darstellung werden der Diskussion edlere Formen bewahren. Als erfreuliche Thatsache ist zu verzeichnen, daß deutsche Forschung den Franzosen anerkanntermaßen den Weg gewiesen hat zum Verständnis der inneren Geschichte ihrer eigenen Revo-

lution, daß protestantische Historiker das Andenken Tillys vom Niederbrennen Magdeburgs, das der Katharina von Medici und ihres Sohnes von dem Vorwurf der lange vorher geplanten Bartolomäusnacht gereinigt haben, daß Katholiken anfangen, unbefangen die Ereignisse der Reformationszeit zu besprechen, daß selbst der Vatikan in unsern Tagen seine Archive zugänglich gemacht und sich wenigstens offiziell zu dem Grundsatze bekannt hat, daß die vorbehaltslose Veröffentlichung der Quellen päpstlicher Geschichte dem Stuhle Petri am besten dienen werde. Hat einmal der Grundsatz Anerkennung gefunden, daß die Kenntnis der Wahrheit, welche sie auch immer gewesen sein möge, vor allem zu erstreben sei, so ist wahrlich viel gewonnen.

Es sei mir gestattet, daran zu erinnern, daß vor nahezu einem Jahrhundert an dieser Stelle Friedrich Schiller aus ähnlichem Anlaß die Frage zu beantworten versuchte: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Damals ging von Paris aus die Schwärmerei für die Menschenrechte durch Europa. Zum Menschen redet nach Schiller vor allem die Geschichte. „Um aber", meint er, „Materialien für dieselbe zu sammeln, muß auf das Verhältnis eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung gesehen werden", also wie Schiller es nennt, „zu unserm menschlichen Jahrhundert", in dem, wie er meint, „das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, der Welt jetzt unendlich mehr Gutes leiste als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom, denn es halte ein nützliches Staatssystem durch Eintracht zusammen." — Die Ereignisse der nächsten Jahrzehnte haben auf Schillers Auffassung der Zeit ein eigentümliches Licht geworfen. Die Ausschreitungen der Revolution und Napoleons

ließen die aufglimmenden nationalen Gefühle der Völker in hellen Flammen auflodern. An die Stelle der Humanität trat die Nationalität, dem Drängen nach allgemein menschlicher ist der Ruf nach nationaler Kultur gefolgt und noch nicht verhallt. Zur Zeit halten die technisch-merkantilen Errungenschaften des Jahrhunderts die internationalen Beziehungen aufrecht, nicht die philosophisch-historischen. Und die Geschichtswissenschaft selbst schwimmt, wie gesagt, flott mit im nationalen Fahrwasser. Sie hält es, und mit Recht, für eine ihrer wichtigsten, vielfach in einseitiger Übertreibung, für ihre einzige Aufgabe, nationalen Sinn zu pflegen und zu beleben. Und sie hat, das ist nicht zu leugnen, überwiegend in diesem nationalen Fahrwasser erst schwimmen gelernt. Der Historiker denkt nicht mehr daran, die „Materialien zu sammeln mit Rücksicht auf das Verhältnis eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung". Er will nichts und weiter nichts als die Vergangenheit kennen, sie verstehen, ihr Denken, Empfinden und Handeln begreifen lernen aus der Zeit selbst heraus. Diejenigen Materialien erscheinen ihm wichtig, die dazu dienlich sind; sie sammelt er. Er weiß, daß die Verbindung historischer Hergänge mit den Verhältnissen der Gegenwart, der Versuch, die Reihe der geschichtlichen Ereignisse in ein innerlich zusammenhängendes, von einem Gedanken durchzogenes System zu bringen, nicht mehr historische Arbeit ist. Er wird sich derartiger Versuche nicht enthalten, aber er weiß, daß er dann die Arbeit des Politikers resp. die des Philosophen beginnt, und er wird sich nicht weigern können, nach ihrem Maßstabe beurteilt zu werden. Er steckt sich damit ein bescheidneres Ziel, aber das einzige, was er erreichen kann, und immer ein Ziel, das des Schweißes der Edlen wert ist. Denn auch nach dieser Auffassung können wir mit Schiller sagen, daß

die Geschichte zum Menschen redet. Und mit ihm sucht sie den Menschen vor allem im Vaterlande, wo nach Schiller die starken Wurzeln seiner Kraft sind, sucht ihn zu bilden und zu entwickeln nach den Bedürfnissen seines Volkes. Aber nicht minder lehrt sie ihn doch auch die ewige Wechselwirkung kennen, das nimmer ruhende Geben und Nehmen, das unter Nationen wie Religionsgenossenschaften stattfindet und den Ausgleich schroffer Gegensätze als ein unabweisbares Bedürfnis allgemein menschlicher Kultur erscheinen läßt.

Zu dieser Auffassung historischer Arbeit möchte ich mich bekennen, indem ich mein Lehramt antrete.

Verbuchdruckerei: Istleib & Riexschel in Gera.

Druck von Ißleib & Rietzschel in Gera.

DD
76
S24

Schafer, Dietrich
Deutsches Nationalbewusstsein im Licht der Geschichte

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY